

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 254. Bromberg, den 1. November 1936

Der tolle Achaz.

Roman von Joh. Wilhelm Hendel.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Achaz wagt sich kühn hervor. „Ich kann heute noch immer kein Terpentinöl riechen, das ist eine Nervenschwäche von mir. Ich habe eigentlich auch nie begriffen, warum meine Mutter dich nicht geheiratet hat?"

„Parbleu! Deine Mutter wollte ja nicht, obwohl sie doch so gern mein Modell war, und ich ihre Schönheit in zahlreichen Porträts verewigte. Therese hielt es eben für klüger, auf ihre Beziehungen zu Herrn von Ullius, deinen Vater, zu pochen und ihm dich als männlichen Erben seines Hauses in den ergreifendsten Farben zu schildern. Der Erfolg blieb auch nicht aus. Da er ja nicht ableugnen konnte — er wußte es am besten, warum —, daß er dein leiblicher Vater war, so setzte er dich schon zu Lebzeiten als seinen Erben ein. Und er tat recht daran, wie ich sehe."

Achaz wird es dunkel und wirr im Kopf. Die Mutter? Therese? Frau von Ullius hat doch gar keine Kinder gehabt außer Hortense. Das hat er hier erfahren. Also dann stimmt seine schon längst gehegte Vermutung, daß er — daß nämlich der Gefallene ein außerehelicher Sohn des Freiherrn war. In der Hinterlassenschaft war nichts darüber zu finden. Vorsichtig tastet er weiter . . .

„Mutter hat mir nie gesagt, woher sie stammte. Ich hätte es immer so gern gewußt . . ."

„Die Therese! — Ein flottes Bauernmädel war sie. Gesund und schön. Und lernte hier im Hause — es war in der Zeit, wo ich die Porträts der Frau von Ullius und deines Vaters malte — als Zofe der Gnädigen den Freiherrn kennen und lieben. Sie wurde auch nicht entlassen, wie die älteren Leute hierzulande erzählen, sondern sie ging freiwillig zu einer Tante nach Paris, wo sie dich zur Welt brachte . . ."

Achaz kommt sich immer interessanter und geheimnisvoller vor . . . Also ein echter Pariser ist er, obwohl er ein Deutscher ist! Das hätte er um alle Welt nicht gewußt . . . Absichtlich heuchelt er stumme Ergriffenheit. „Ja, die gute Mutter", sagt er.

„Du bist gerührt, mon ami", sagt Chaumette. „Ich sehe es dir an. Aber vielleicht ist es unnötig. Dein Vater war ein Ehrenmann. Er ließ weder dich noch Therese irgendwie darben . . . Ihr hattet alles, was ihr brauchtet, reichlich. Du besuchtest die besten Schulen. Du weißt ja selbst, was das gekostet hat."

„Ich weiß", sagt Achaz, und seufzt ein wenig: „Aber Mutter war ja stolz darauf und wollte es so." — Hoffentlich habe ich mit dieser Äußerung kein Porzellan zerschlagen, denkt er ängstlich. Aber Chaumettes Gesicht leuchtet auf. „Ja, wie stolz war sie auf dich! — Um so unbegreiflicher war nachher ihre Handlungsweise, als sie wußte, du würdest auf Grund des Testamentes der richtige Erbe werden . . ."

Er zuckt gleichgültig mit den Schultern.

„Ja. Da hast du recht", sagt Chaumette. „Jedes Wort ist zu schade. Daß sie einfach von der Bildfläche verschwindet, angeblich, um mit einem reichen Ausländer Weltreisen zu machen und als Frau von vierzig Jahren noch einmal das Leben aus dem Vollen zu genießen, das ist die Haltung einer schlechten Mutter."

Sieh mal einer an, die Therese! — denkt Achaz, auch ausgerissen ist sie mir zuguterletzt. Eigentlich doch eine Gemeinheit von einer so zärtlichen Mutter! Kümmern wir uns also weiter nicht mehr um sie! Dann wird dieser Chaumette auch endlich aufhören, auf meinem Stammbaum herumzuklettern . . .

„Ich vermisse sie nicht!" erwidert er möglichst hochmütig.

„Kann ich mir denken, auf deinem Posten!" sagt Chaumette. „Da gibt es täglich etwas Neues!"

„O ja!" entgegnet Achaz mit befriedigtem Lächeln, daß alles so gut gegangen ist. „Auch der Organisation Chaumette bin ich in meiner Polizeipraxis schon begegnet."

Chaumette ist sehr erstaunt. Stellt er sich nur so? Achaz kann es nicht herausbekommen.

„Diese Organisation sollten Sie nicht kennen, Onkelchen?" fragt er nach einigem Disputieren über das interessante Thema.

„Aber nein, ich höre heute zum ersten Mal davon!"

„Na, schön, glaub' ich Ihnen, Onkel Chaumette. Dann wollen wir jetzt ein Glas Wein trinken. Krischan! Krischan!"

Sonderbar, daß der Diener, der heute morgen im Amtszimmer des Präfekten als Kutscher seine Rolle spielte, jetzt solch ein bedenkliches Gesicht macht, als er sieht, wie häuslich sich der Fremde niederläßt . . .

„Vorsicht! Vorsicht!" raunt er Achaz zu, als Chaumette hinausgegangen ist, um ein kleines Gepäckstück zu holen. „Der Mensch sieht aus, als wüßte er von uns, daß Sie der schwarze Ritter und Klaus und der Wölfing die maskierten Räuber waren, die das echte Geld behielten und falsches dafür zur Schädigung der Französischen Bank auf Umwegen nach Kassel schickten. Vorsicht! Vorsicht! Gnädiger Herr!"

„Ich habe mir auch schon meine Gedanken und den richtigen Plan dafür gemacht, Krischan! Laßt ihn nicht aus den Augen, du und die anderen! Untersucht heimlich sein Gepäck! Der Mann gefällt mir auch nicht! Aber wir machen gute Miene zum bösen Spiel."

Chaumette kommt zurück und nimmt am Kamin Platz.

Da stellt Krischan gelassen wie ein vollendeter Diplomat die Gläser und die Weinflaschen auf den Tisch. Dann legt er ein paar Buchscheite in das Feuer und zieht sich zurück.

Chaumette hält eine Flöte in den Händen.

„Wenn wir getrunken haben, Herr Präfekt, darf ich dann mit der Flöte eins aufspielen?"

Onkel Chaumette, Sie sind ein Goldherz. Wie oft habe ich zu Mutter gesagt: Onkel Chaumette beschämt uns durch seine Güte!"

Petersburg. Der Kronrat ist zu Ende. Zar Alexander verläßt den Spiegelsaal. Gold leuchtet von den Uniformen seiner Generale; das Reich ist unermeßlich. Gold leuchtet von der Türfassung aus der Krone, die in den eichenen Querbalken über der Tür eingehämmert ist: das Reich ist der Zar. Seine Wille geschieht. Alexander lächelt gut gelaunt und optimistisch, als er den Saal verläßt.

Der Freiherr vom Stein folgt ihm, dem Herrscher. Sein Gesicht ist verdüstert. Die großen, funkelnden Augen schauen geradeaus. Er gilt als alleiniger Ratgeber, dessen Wort vom Zaren gehört wird. Aber heute versagte sein Zauber.

Als er hinausgeht, flucht sein Zorn ein Wort: Pozzo di Borgo! In der Weigerung des Zaren, den Rat der preußischen Offiziere anzunehmen, erkannte er die gewittrige Atmosphäre des korsischen Edelmannes, der als österreichischer Sondergesandter seine Hand geheimnisvoll im Spiele hat, wo er an den Rüstungen seine Prozente verdienen kann.

Pozzo will nicht, daß die russischen Heere nach Partherart immer weiter in die öden Räume Innerrußlands zurückweichen, er will, daß Waffen vernichtet werden und Waffen verloren gehen, um neue liefern zu können ... Pozzo, der Korse, der Todfeind Napoleons ... der Bluträcher ... ein Name, der die Geheimfächer der Banken ebenso bereitwillig aufspringen läßt wie die Aktenschränke der Diplomatie, im Licht des Alltags betrachtet: ein Name! Nichts als ein Name! Sein Träger unterscheidet sich in nichts von Herrn Meier oder Monsieur François oder Mr. Smith. Ein Name wird erst durch Hintergründe klar. Der Korsische Graf aber steht nicht vor einem Hintergrund. Es ist oft so, als verlöre sich seine Gestalt bis zum verschwindenden Umriß im Raum, als löse sich sein Dasein in vielen Strahlungen auf. Aber diese Strahlungen fühlen die Zeitgenossen, obwohl sie ihren Schöpfer nicht fassen können. Der Kaiser Napoleon sagt eines Tages zu Marschall Lannes: in Europa gibt es drei Geheimnisse; das eine bin ich, das zweite ist das Schicksal, das dritte und größte Pozzo di Borgo. — „Drei Realitäten demnach!" sagt der Marschall, „mit denen Sie als Stratege rechnen können, Sir." — Aber der Kaiser entgegnet finster: „Hätte ich es Ihnen erzählt, wenn es Realitäten wären? Geheimnisse sind unüberwindbar." — „Nun", erwidert der Marschall mit einer Schmeichelei, „dann dürfen wir Glückliche auf ein ewiges Kaisertum rechnen." — „Sie werden alt, Marschall, Sie verstehen mich nicht mehr oder wollen mich nicht verstehen. Schaffen Sie mir Pozzo di Borgo nach Paris, und ich erhebe Sie in den Fürstenstand!" — Aber Lannes schweigt ... Wo lebt Pozzo die Borgo, der Finanzmann, der Fürst des Geldes, der Geheimagent des Schicksals, vor dem Napoleon sich fürchtet? — Niemand kann sich rühmen, seinen Aufenthalt jeweils genau zu kennen. In den Bankhäusern spricht er da und dort vor. In Wien hat er ein Quartier, das von denen, die es ihm bieten, geheim gehalten wird, in Petersburg verkehrt der Zar auf vertrautem Fuß mit ihm. In Stockholm, in London kennen ihn die Börsen als den besten Kenner europäischer Entwicklungen und Konstellationen, an denen er verdient. Die Phantasie der Menschen umspielt ihn wie einen Märchenfürsten. Den jungen Männern erscheint er als Draufgänger, der den Teufel aus der Hölle spekuliert, wenns nottut, als einer, der trink- und stehfest ist. In weiblichen Gemütern lebt sein Dasein wie das eines Sultans, der in einem rosigen Traum perlengeschmückter Tage und seidener Nächte seine Geheimnisse mit vielen Frauen genießt und dessen Hände das Geschmeide, das er verschenkt, mit sanften Gebärden der heimlichen Geliebten umlegt. Pozzo kennt diese Gerüchte alle, aber er hütet sich, sie entkräften zu lassen. Der Nimbus des großen Mannes leuchtet im Bilde, das die Welt von ihm hat, um seine Stirn. Der Nimbus ist das Element, das er braucht. Der größte Feind Napoleons, wie ihn die Welt nennt, wirkt aus der Dunkelheit ins Licht. Das macht ihn unwiderstehlich.

Und auch Stein muß es heute fühlen, daß Pozzo di Borgo beim Zaren eine Realität ist.

Er fühlt es abermals besonders deutlich, als er am Abend dieses Tages, der über die Schlacht bei Borodino, die bevorsteht, entschieden hat, in den hellerleuchteten Räumen des Palastes zu Gast ist, den Pozzo gemietet hat.

Stein sucht Arndt, der mit ihm in Petersburg arbeitet, aber im Gedränge der Gäste, aus dem ihn jeden Augenblick ein anderer Bekannter grüßend entgegentritt, kann er ihn nicht entdecken. Frauen umdrängen den deutschen Staatsmann, ein junges Mädchen lächelt ihn an: die Geraldi! Und während eine bekannte russische Gräfin ihn zum Tanz entführt, ruft er ihr im Vorbeigehen zu: „Pozzo erwartet Sie in seinem Arbeitszimmer! Ich habe ihm Ihre Angelegenheit vorgetragen. Sehen Sie, dort an der Tür steht Tatscheff, der Sie zu suchen scheint."

Hortense blinkt in der angedeuteten Richtung. Der kreitschultrige Sibirier winkt ihr zu. Der vertraute Adjutant Pozzos, der ihn auf seinen Reisen begleitet, und in dessen Händen und Verschwiegenheit alles ruht, was Pozzo ausführen läßt ... Dieses Genie hat Pozzo in Petersburg kennen gelernt, damals, als er vom Zaren Alexander zur Exzellenz ernannt wurde. Da fiel ihm Tatscheff auf. Er fragte den Zaren nach ihm. „Nehmen Sie ihn mit!" sagte er in seiner bestrickenden Liebenswürdigkeit, „ich schenke Ihnen seine Treue!" — „Er ist in Wahrheit ein Adjutant, nein, er ist der Adjutant!" schrieb Pozzo ein Jahr später an den Zaren ...

Tatscheff richtet einige Worte an Hortense und bittet sie, ihm zu folgen. Auf breiter Marmortreppe ersteigen sie das erste Stockwerk, gehen durch einen dunklen Gang und treten in ein Zimmer. Es ist als Bibliothek eingerichtet. Türkische Teppiche, ein paar kleine Tische, eine kostbare Ampel, ein Diwan — und auf diesem sitzt ein schlanker, kleiner Mann, der mit den lebhaften Augen eines Südländers Hortense entgegenblickt. Auch er trägt nichts anderes als die schlichte, russische Uniform, wie der Adjutant: das Schwarz des Tuches ist wie eine düstere, drohende Ergänzung der leidenschaftlichen Glut der Augen, und nur der vom Zaren verliehene Andreas-Orden und die bräunliche Farbe des Gesichts unterbrechen die Eintönigkeit der Gestalt. Das ist also der legendenhafte Graf, die „schwarze Exzellenz", wie Europa ihn nennt! Hortense macht die schon oft erlebte Erfahrung, daß Menschen nie so aussehen, wie die Phantasie sie vorher entwirft. Dieser Graf ist düster ...

Aber das ändert sich, als Pozzo aufsteht, Hortense stumm begrüßt und zu lächeln beginnt; sein ganzer Körper scheint im Glanz dieser einfachen Herzlichkeit, die von seinen Augen und seinem Munde kommt, aufzustrahlen. Hortense fühlt, daß dies eines der kleinen Mittel ist, durch deren Freundschaft Pozzo alle Welt für sich einnimmt.

Der Korse gibt dem Adjutanten ein Zeichen! Tatscheff entfernt sich. Das erste Wort ist entscheidend, denkt Hortense.

Pozzo stellt eine Frage: „Zuvor, ehe ich Sie willkommen heiße; sind Sie für Europa oder die Nation?"

„Die Nation!" erwidert Hortense fest.

„Dann seien Sie mir willkommen! Europa — als Bund seiner vereinigten Staaten ist — vorläufig — eine Utopie. Für meinen Jugendfreund Bonaparte ist es ein Vorwand. Er vergewaltigt im Namen Europas das Eigenleben der Völker. Ich habe beschlossen, mein Leben dem einen Gedanken zu weihen, den Kaiser zu vernichten."

„Aber einst waren Sie doch Freunde und Kameraden?"

„Es war einmal ... Dann kam das Gesetz der Blutrache dazwischen ... Das bedeutet: einer von uns muß den anderen hinabstoßen, er mich oder ich ihn!"

Seine Augen flackern. Hortense graut. Zwei Männer gibt es in der Welt, dem einen hat das Glück einen Thron, dem anderen den Haß geschenkt. Und diesen beiden Männern bedeutet es höchste Erfüllung ihres Lebensgefühls und Seins, die Völker Europas, die Jugend und das Alter, das Glück der Familien und den Segen der Kultur hin- und herzuschieben wie Figuren eines Schachbrettes. Beide sind kaltlächelnde Dämonen, die keine andere Bestimmung kennen als das Gesetz der Blutrache. Beide sind Korsen, die der Unersättlichkeit des Krieges und des Todes Hunderttausende von Vätern, Brüdern, Söhnen opfern. Wo bleibt der Sinn der Weltgeschichte?

(Fortsetzung folgt!)

Der Sternenhimmel im November.

Von Dr. Dr. Carl G. Cornelius.

Die Fixsterne, deren Beobachtung durch die früher eintretende Dunkelheit für den Liebhaberastronomen wesentlich erleichtert wird, beginnen im November sich in jenem vielgestaltigen Glanze zu zeigen, der dem winterlichen Himmelsbild sein Gepräge gibt. Besonders auf der Ostseite des Firmaments wird das augenscheinlich, denn hier treten die im Sommer unsichtbaren, eindrucksvollen Konstellationen wie Orion, Zwillinge und Kleiner Hund über den Horizont.

Anfang des Monats um 23 Uhr, Monatsmitte um 22 Uhr, Monatsende bereits um 21 Uhr, sind sie gerade im Aufgang begriffen, und noch hat Orion, der durch die drei in einer Linie stehenden Sterne seines Wehrgehänges und durch die hellen Lichtpunkte Beteigeuze (lins oben) und Rigel (rechts unten) so sehr auffällt, nicht seine gewöhnliche senkrechte Stellung eingenommen, sondern steht schräg zur Gesichtslinie. Über ihm funkeln — immer zur angegebenen Abendzeit — die Sterne des Stiers: der rote Aldebaran, an den sich, einem V ähnlich, die Sterngruppe der Hyaden anschließt. Rechts oberhalb davon flimmert das Siebengestirn, das ebenfalls zu diesem himmlischen Bilde gehört.

Noch höher hinauf folgen der Fuhrmann mit der gelben Capella, die durch ein dicht bei ihr stehendes Dreieck — der Sage nach das Zicklein, das der mitleidige Kutscher auf dem Arm trägt — leicht zu unterscheiden ist, und der schöngeschwungene Bogen des Perseus. Der Stern rechts außerhalb seiner Reihe ist Algol, der Veränderliche, dessen Lichtwechsel am leichtesten festzustellen ist, da die Periode in den Helligkeitsschwankungen nur 68 Stunden beträgt. Um den höchsten Himmelspunkt, das Zenith, gruppieren sich die Bilder Kassiopeia und Andromeda, ersteres wie ein W aussehend, letzteres eine langgestreckte Sternreihe, die nach Südwesten in das Viereck des Pegasus ausläuft.

Am Südhimmel sind wohl viele Sterne zu sehen, doch keine markanten treten darunter hervor. Widder, Fische, Walfisch, Wassermann füllen diesen Himmelsraum, und nur ganz tief in den Dünsten des Horizontes funkelt ein Stern erster Größe: Fomalhaut im Südlichen Fisch. Im Westen ist der Adler mit dem weißen Atair im Versinken. Erst im nächsten Mai werden wir ihn abends wiedersehen. Herkules, weiter nördlich, trifft das gleiche Schicksal. In den höheren Teilen dieser Himmelsgegend sind der Schwan als großes aufrechtes Kreuz und die kleine Leier mit der hellen Wega zu finden, während nach Nordosten zu die nie untergehenden Bilder Großer und Kleiner Bär mit dem dazwischen liegenden Drachen folgen.

Die Sichtbarkeit der **Planeten** im November ist als günstig zu bezeichnen, da bis auf Merkur alle Wandelsterne sich dem Beschauer darbieten. Die besten Beobachtungsmöglichkeiten liegen dabei in den Abendstunden, in denen Venus jetzt die Herrschaft antritt. Bis zum Ende der Abenddämmerung gesellt sich Jupiter ihr zu, und beide Planeten gewähren am 13., wo sie sich in enger Nachbarschaft tief am Südwesthorizont befinden, einen besonders schönen Anblick. Am 16. und 17. tritt zu diesem Sternenpaar noch die junge Sichel des zunehmenden Mondes, ein Bild, das sich kein Sternenfreund entgehen lassen sollte. Ebenfalls in der ersten Nachthälfte sind Saturn im Wassermann und Uranus im Widder zu sehen, letzterer sogar bis in die frühen Morgenstunden. Am Morgenhimmel erscheint in der zweiten Stunde Mars auf der Wanderung vom Löwen zur Jungfrau; am 9. und 10. steht der abnehmende Mond in seiner Nähe. Etwa gleichzeitig kann mit dem kleinen Fernrohr Neptun im Löwen aufgesucht werden.

Die **Sonne**, die am 23. aus dem Tierkreiszeichen des Skorpions in das des Schützen tritt, steigt immer tiefer unter den Himmelsäquator. Ihr Tagbogen verkürzt sich dabei weiter, und als praktische Folge davon wird die Nacht in unseren Breiten immer länger. Am 1. währt die Dunkelheit 14¾ Stunden, am Monatsletzten bereits 15¾ Stunden. Der **Mond** zeigt folgende Hauptlichtgestalten: Letztes Viertel am 6. um 2 Uhr 30 Minuten, Neumond am 14. um 5 Uhr 45 Minuten, Erstes Viertel am 22. um 2 Uhr 15 Minuten und Vollmond am 28. um 17 Uhr 15 Minuten.

Die Marketenderin des Majors Schill

Historische Skizze von Walter Michel.

Anno 1809. Die Zitadelle von Dömitz, in altersgrauer Zeit von Raubrittern erbaut, lag in tiefem Dunkel. Die Kanonenschlünde auf den hohen Wällen starrten drohend zur Elbe herunter und auf den Schwarzwasser-Fluß, der sich träge durchs Städtchen schlängelte. Die ehernen Münder hatten lange nicht mehr gesprochen, es sei denn die Lärmkanone, wenn ein Gefangener entflohen war.

Hauptmann v. Roeder, der mit einem halben Zug Soldaten die Aufsicht über die Sträflinge führte, lag in seiner Kasematte und schlief. Draußen im Hof, den hohe Mauern säumten, patrouillierte der Posten. Kaum konnte er den Ziehbrunnen erkennen, so dicht umhüllte ihn die Finsternis. Hin und wieder spähte er über die Mauer, um dann verschlafen seinen Rundgang wieder aufzunehmen. Trotz der nächtlichen Stille hörte er die Ruderschläge nicht, die vom Fluß her tönten.

Als der Morgen heraufzog, scholl energisches Pochen am Tor. „Wer ist dort?" fragte der Posten. — „Aufmachen!" kam es gebieterisch zurück. Stimmengewirr war zu vernehmen.

Sekunden später stürzte der Hauptmann, durch einen Signalschuß aufgeschreckt, mit seinen Leuten auf den Hof und besetzte die Mauern.

„Im Namen des Majors Ferdinand v. Schill. Übergeben Sie die Zitadelle gutwillig oder wir hauen alles in Klump!" rief draußen eine Stimme. Der Hauptmann sah die Übermacht. Er verspürte keine Lust, sich zerhacken zu lassen, streckte die Waffen und zog mit den Seinen ab.

Zum Zeichen des geglückten Handstreiches hatte man Schill, der sich in Gorleben befand, die Schlüssel von Dömitz überbracht. Andern Tags schon sprengte er, umgeben von seinen Offizieren, in den Hof der Zitadelle, ließ Jäger und Ulanen und alles, was ihm in Treue gefolgt war, Lager aufschlagen und richtete sich zur Verteidigung ein. Tag und Nacht wurde geschanzt, gekarrt. Ein Wall von Erde wuchs um Dömitz. Vom Weg nach Braunschweig abgedrängt, wollte Schill hier dem nachdrängenden Feind die Stirn bieten. Gelang dies nicht, wollte er sich den Rückzug nach Stralsund erkämpfen. Bornstein, sein Rittmeister, war nach London unterwegs, um vom Minister Canning Truppen nach Stralsund zu erbitten.

Die Dömitzer befanden sich in heller Aufregung. Nun sollten auch sie nicht länger mehr vom Kriegsschrecken verschont bleiben. Manche verließen fluchtartig die Stadt, als wäre die Pest ins Land gezogen.

Eines Mittags brachten Soldaten ein Mädchen ein, das weinend vorm Tor gestanden und ungestüm nach Schill verlangt hatte. Auf den Hof geführt, sank es vor Schill in die Knie und bat ihn weinend, sie aus den Klauen eines alten Geizhalses zu erretten.

Der tapfere Schill, nie verlegen, wenn es galt vorm Feind Entschlüsse zu fassen, blickte ratlos zu seinen Offizieren herüber, hob die Weinende auf und bat sie, zu erzählen.

„Sophie heiße ich", begann das hübsche blonde Mädchen. „Mein Vater ist Schulmeister unter in der Stadt. Gegen meinen Willen soll ich mit dem alten häßlichen Lanken die Ehe eingehen, dessen Gut hart an unsern Garten stößt . . ." Abgerissen und hastig, mit niedergeschlagenen Augen, stieß Sophie Satz für Satz heraus. Immer wieder hätte sie den Vater gebeten, sie diesem spindeldürren Greis nicht auszuliefern, fuhr sie fort. Umsonst. Der Reichtum des alten Herrn v. Lanken habe den Vater geblendet. Heute nun sollte die Trauung stattfinden. Dann alle Scheu abwerfend schloß sie: „Während der Fahrt zur Kirche sprang ich vom Wagen, floh hierher und bitte um Ihren Schutz."

„Wir glauben dir", sagte Schill. „Aber was sollen wir mit einem Frauenzimmer tun, in dieser schweren Zeit?"

„Laßt mich Marketenderin werden, Herr Major!" bat das Mädchen.

Sophie blieb. Über des Mädchens Kopf kreuzten sich die Degenklingen der Offiziere. — —

Noch war der Schanzring um Dömitz nicht geschlossen, als schon die Holländer unter Dalbignon am Elbufer eintrafen. Wieder und wieder versuchten sie, mit ihren Kähnen über den

Fluß zu kommen. Die Schillschen warfen sie mit blutigen Köpfen zurück. Sophie, Gefahr und Tod verachtend, war bei jedem Ausfall zugegen. Unermüdlich linderte sie die Schmerzen der Blessierten, tröst te sie Sterbende, drückte sie Verscheidenden die Augenlider zu. Sie war wie ein guter Engel.

Zehn Tage währte der Kampf. Tag und Nacht dröhnte der Donner der Kanonen, war die Luft erfüllt vom Schreien zu Tode getroffener Menschen. Am elften Tage glückte es der holländischen Übermacht, über den Fluß zu gelangen. Dalbingnon verlangte die Räumung der Zitadelle. Schill wies dies ab. Zäher, verbissener noch machte er Ausfall um Ausfall.

Da erreichte ihn die Nachricht, die Dänen hätten die mecklenburgische Grenze überschritten, kämen in Eilmärschen auf Dömitz zu. Den Sturm von beiden Gegnern zu erwarten, hieß das Freikorps dem Untergange ausliefern. Schill befahl, die Kanonen zu vernageln, und räumte die Zitadelle.

Kämpfend gelangte er nach Stralsund. Dort feierten die Franzosen, versammelt zu fröhlichem Gelage, Napoleons Einzug in Wien. Schill überfiel sie und zwang sie zur Flucht. Jetzt Herr der Lage, schritt er zur Befestigung der Stadt. Die Trümmer der gesprengten Festungswerke wurden hinweggeräumt, die Wälle wieder hergestellt.

Drei Wochen lang wartete er auf eine Nachricht seines nach London entsandten Rittmeisters. Vergebens. Die englischen Truppen blieben aus. Statt dessen stellten sich Dänen, Franzosen und Holländer vor den Wällen der Stadt ein. Wieder brüllten die Kanonen. Rauch, Feuer lag über Stralsund. Brennende Häuser, wohin man blickte.

Schill war überall. Und wohin er auch kam, jubelten ihm seine todesbereiten Soldaten zu. Einmal traf er die Marketenderin. Sie saß bei Verletzten und wusch ihre Wunden. Er hielt sein Pferd und rief sie beim Namen. „Reut es dich nicht, mir gefolgt zu sein?" fragte er sie und wies mit dem Arm nach den brennenden Häusern.

Sophie schüttelte den Kopf, und es stahl sich ein Leuchten in ihre Augen, daß Schill zusammenfuhr. Hastig strich er ihr über das blonde Haar und sprengte davon.

So nahte der 31. Mai. Die wechselvollen Kämpfe hatten eine Erbitterung erreicht wie nie zuvor. Schill stand am Triebseer Tor und leitete die Verteidigung. Haufen toter Menschen bedeckten den blutgetränkten Boden. Da nahte auf keuchendem Pferd ein Leutnant und schrie: „Der Feind hat das Knieper Tor gestürmt! Er steht in den Straßen! Wir sind verloren . . ." Bewußtlos sank er zur Erde.

Schill reckte sich auf. Ein böses Glimmen trat in seine harten Augen. Den Kopf in den Nacken werfend, wendete er sein Pferd und hetzte dem Marktplatz entgegen, der vom Kampflärm widerhallte.

„Wohin?" rief man ihm nach.

Schill antwortete nicht. Versprengte Soldaten um sich sammelnd, warf er den Feind zurück, wo er ihn traf. Doch immer neue Massen wälzten sich ihm entgegen, wuchsen um ihn empor wie Pilze nach dem Regen. Schill schlug sich blutige Gasse. Dänische und holländische Offiziere erblickend, jagte er mitten hinein in den Haufen, hieb General Carteret vom Pferd und hetzte weiter.

„Das ist Schill!" schrien die feindlichen Soldaten, Angst, Staunen, Erschrecken in der Stimme.

Schill riß sein Pferd herum, nahm die Verfolger an, stellte sich in den Steigbügeln hoch, kämpfte mit übernatürlichem Mut, bis er aus mehreren Wunden blutend zusammenbrach

Was dem Lebenden ausgewichen war, kam nun heran, riß dem Toten Orden und Uniformstücke vom Körper, zerstach, zerfetzte seinen Leichnam. Ein Drängen und Raufen entstand. Jeder wollte allein den Schill bezwungen haben.

In diesem Moment nahte eine Frau. Das blonde Haar war aufgelöst, das Kleid zerrissen. Die Unheimliche zwängte sich durch den Haufen streitender Soldaten. Sie rief Schills Namen, als könnte sie den Toten zu neuem Leben erwecken. Sie warf sich über den zerstümmelten Körper. Sie wimmerte in sich hinein, als man sie bewußtlos vom Platz trug . . .

Sophie Schulz soll, von den Dänen verschleppt, nach langen Jahrten später wieder ihre Heimat erreicht haben.



Bunte Chronik



Mumie als Begleiter.

Graf Kerkoff, einst Offizier der Kaiserlichen Garde Se. Majestät des Zaren aller Russen, war nach der russischen Revolution nach Paris geflohen. Er hatte wie so viele Emigranten aus den Kreisen der russischen Aristokratie hier eine Zuflucht gefunden und ein mehr als bescheidenes Dasein geführt. Nach seinem soeben erfolgten Tode fand sein Pensionswirt unter seiner kleinen Hinterlassenschaft einen großen Cellokasten. Als er ihn öffnete, entdeckte er darin zu seinem Entsetzen die Mumie eines etwa 15 Jahre alten Jungen mit blonden Haaren, rot gefärbten Lippen und auffällig weißen Fingernägeln. Der einbalsamierte Leichnam war gut erhalten. Die Nachforschungen ergaben, daß Graf Kerkoff jeden Tag mit dem Cellokasten unter dem Arm ausgegangen war. Er hatte sich im Tuilerienpark auf eine Bank gesetzt und vor sich hingeträumt. Wenn er nach Hause kam, schloß er sich in seinem Zimmer ein. Hatte er dann eine stille Zwiesprache mit dieser Mumie eines Knaben gehalten, die ihn vielleicht an irgend eine verlorene glückliche Zeit seines Lebens erinnerte? Der Gerichtsarzt, der von der Behörde beauftragt wurde, die Sache zu untersuchen, nimmt an, daß die Einbalsamierung bereits vor mindestens 20 Jahren stattgefunden hat. Ein Sohn des Grafen scheint der Tote danach nicht gewesen zu sein. Aber vielleicht ein jüngerer Bruder, der dem Grafen besonders teuer war. Das Geheimnis der Mumie, die nun schon beinahe 20 Jahre lang der stumme Gefährte des Grafen gewesen ist, konnte jedenfalls zunächst nicht aufgeklärt werden.

Herzschlag auf dem Dachfirst.

Ein seltsames Schicksal erlebte ein 58jähriger Maurer und Gemeindearbeiter in einem kleinen östereichischen Städtchen. Er war auf dem Dachfirst des Rathauses mit Ausbesserungsarbeiten am Dachfirst beschäftigt. Plötzlich sah sein Handlanger, wie der Kopf des Maurers nach vorne sank und der alte Mann regungslos an einen Balken gelehnt, sitzen blieb. Als er auf seine Zurufe keine Antwort bekam, kletterte er zu dem schweigsamen Mann hinauf. Dabei mußte er zu seinem Entsetzen feststellen, daß der Maurer einem plötzlichen Herzschlag erlegen war. Er saß rücklings auf dem Dachfirst und sein Körper hielt das Gleichgewicht, da die Füße an beiden Seiten herunterhingen. Der Tote mußte mit Mühe von dem Dach des Rathauses abgeseilt werden.



Lustige Ecke



Sie weiß sich zu helfen.



„Das ist die einzige Art, auf die ich mir das richtige Gewicht verschaffen kann, Frau Möller!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.